



LITERATUR IN DEN SPRACHEN BERLINS 2024

Eduardo Halfon

**Das Zeltlager
(Auszug)**

Aus dem Spanischen von Luis Ruby

Ich war dreizehn, mein Bruder zwölf. Wir lebten damals seit drei Jahren in den Vereinigten Staaten, nach unserer Flucht vor dem politischen und gesellschaftlichen Chaos, das Guatemala in den 80ern war. Wobei meine Eltern es nicht gern hörten, dass ich es meinen neuen Schulkameraden gegenüber so darstellte, dass ich bei der Beschreibung unserer Abreise aus Guatemala sagte, wir seien geflohen. Aber das war es gewesen, eine Flucht. Das hatten wir getan. Meine Eltern hatten von einem Tag auf den anderen nicht nur unser gerade erst fertiggestelltes Haus verkauft, sondern auch alles, was sich in diesem Haus befand – sämtliche Möbel und Teppiche und die Bilder an den Wänden und die Küchengeräte und die Autos und anderen Spielsachen, die ich in meinem Schrank aufbewahrte –, und dann waren wir fluchtartig nach Florida aufgebrochen, am Ende des Sommers '81, mit nichts als ein paar Koffern. Jetzt, drei Jahre später, hatten meine

Eltern beschlossen, dass mein Bruder und ich in den Dezemberferien zurück nach Guatemala reisen sollten, um an einem Zeltlager für jüdische Kinder teilzunehmen.

Wie man uns sagte, würden mein Bruder und ich alleine fliegen, ohne den Rest der Familie. Das Zeltlager, sagten uns meine Eltern, heiÙe Machane, auf Hebräisch, und werde mitten in einem riesigen Urwald stattfinden, etwa hundert Kilometer von der Hauptstadt entfernt. Wir würden einige Tage lang in Zelten wohnen und Lagerfeuer machen, sagten sie, einige Tage lang nicht nur Überlebenstechniken in der Natur erlernen, sondern auch Überlebenstechniken in der Natur für jüdische Kinder. Das ist nicht dasselbe, sagten sie.

Aber ich wollte nicht hin.

Ich war in jener so uneindeutigen Phase — dreizehn Jahre —, in der ein Junge weiterhin Jungsdinge tut, während er gleichzeitig anfängt, seine ersten Erwachsenen Dinge zu tun. Noch immer schaute ich einmal pro Woche im Fernsehen Zeichentrickfilme, am Samstagvormittag, obwohl ich vor kurzem begonnen hatte, mir – ebenfalls einmal pro Woche – den Schnurrbart zu rasieren. Und noch immer bat ich meine Mutter, mich gegenüber vom Kino abzusetzen und später wieder abzuholen, damit ich mit Freunden in einen Film gehen konnte, obwohl ich vor Verlassen des Hauses schon ein wenig Kölnisch Wasser und Deo auftrug. Und ich sammelte und tauschte noch immer Baseballmarken, obwohl ich in derselben Schublade jetzt auch ein paar Pornozeitschriften aufbewahrte, die mir bei meinen ersten unbeholfenen Masturbationsversuchen helfen sollten.

Aber ich weiß auch noch, dass ich in diesem Alter, keine Ahnung, ob aus Prinzip oder aus bloßer Auflehnung (gewiss ein wenig von beidem), mich dem zu verweigern begann, was meine Eltern mir vorgeben wollten. Jetzt verstehe ich, dass meine Verweigerung nicht diesen Vorgaben galt, oder nicht direkt, sondern all dem, wofür meine Eltern standen, ihrer Welt im Allgemeinen. Die ererbte Welt nach und nach auseinanderzunehmen, gehört für einen Jungen zu den allmählich aufkommenden Ansätzen, sich seine eigene zu errichten. Ich verweigerte mich ihren Terminen, ihren Regeln, ihrem Geschmack, ihren Ernährungsvorschriften, ihren sportlichen Aktivitäten, ihren Ideen, selbst ihrer Sprache: Seit unserer Ankunft in den Vereinigten Staaten

lehnte ich es ab, Spanisch mit ihnen zu sprechen; sie redeten mich auf Spanisch an, und ich antwortete ihnen auf Englisch. Aber meine größte Verweigerung und zweifellos jene, die am meisten Anstoß erregte, betraf das Judentum.

Diese Verweigerung war nicht kämpferisch, auch nicht vehement, noch nicht einmal konfrontativ. Im Gegenteil. Ich versuchte, das Judentum zu meiden oder ihm aus dem Weg zu gehen, wie immer das möglich war. Als würde ich mich von einer Feier schleichen, ohne ein Wort zu sagen oder mich von irgendwem zu verabschieden. Auf einmal wollte ich meinen Vater nicht mehr zu Gebetstreffen begleiten und schob andere Verpflichtungen vor, um freitagabends nicht am Sabbatmahl teilnehmen zu müssen, ich hatte sogar heimlich einem Freund, einem Christen, in einer eher symbolischen als praktischen Geste, meine seidene Kappe (auf Hebräisch Kippa) und meinen noch fast neuen Gebetsmantel geschenkt (auf Hebräisch Tallit). Meine Mutter sagte nichts, augenscheinlich verwirrt. Mein Vater hingegen schrie mir Befehle ins Gesicht. Seine Methode, um das Judentum durchzusetzen, war immer, zu schreien. Wenn er mich an Samstagvormittagen im Bett erwischte, weckte er mich lauthals: Es sei meine Pflicht, schrie er, mit ihm in die Synagoge zu gehen. Als er bemerkte, dass ich anfang, mit ein paar Mädchen in meinem Alter Umgang zu pflegen, erinnerte er mich mit einer lautstarken, so epischen wie verfrühten und nutzlosen Gardinenpredigt daran, dass es in unserer Familie verboten sei, eine nicht-jüdische Freundin zu haben. Und ich gehorchte ihm selbstverständlich.

Wobei ich mich manchmal in plötzlicher Forscherheit dazu aufschwang, mit meinen Eltern unbeholfen über das Warum all dieser Gebote und Dogmen zu streiten, darüber, warum man ihre unerklärlichen Traditionen denn befolgen müsse. Eine dieser Auseinandersetzungen, die heftigste oder emotionalste oder einfach eine von denen, an die ich mich am meisten erinnere, spielte sich an einem Abend ab, ich saß zwischen den beiden auf dem Wohnzimmersofa, und wir sahen uns eine Folge aus irgendeiner Serie an, die im vergangenen Jahrhundert auf dem Dorf spielte, ich weiß nicht, ob in Kansas oder Minnesota; jedenfalls ein bukolisches, abgelegenes Dorf im Mittleren Westen der Vereinigten Staaten. In der betreffenden Folge machten sich die Bewohner über einen alten jüdischen Zimmermann lustig. Ein Herr, der

wie ein Feldarbeiter aussah, sagte, er würde den Juden nur in seinen Laden lassen, weil er so gut im Zimmern von Särgen sei, und in dem Laden gingen Säрге nun einmal gut. Ein paar Damen, die den Zimmermann auf der Straße vorübergehen sahen, riefen aufgeregt, da müsse man sich ja die Nase zuhalten und auf seine Geldbörse achten, während einige junge Burschen felsenfest behaupteten, der alte Jude verberge, wie diese Juden halt alle, unter seinem schwarzen Hut ein Paar Hörner. Ich fand den Gedanken, dass ein alter Zimmermann unter seiner Melone ein Paar Hörner versteckt haben könnte, außerordentlich komisch, und fing an zu lachen. Doch als ich mich zu meiner Mutter umdrehte, sah ich, dass sie weinte. Und mein Vater, der mich wütend musterte, möglicherweise in der Annahme, auch mein Lachen richte sich gegen den alten Zimmermann und das ganze jüdische Volk, ging in die Luft.

Obwohl sie mir das nie gesagt haben, bin ich sicher, dass ein Teil ihrer Überlegungen, uns an jenem Jahresende in ein Zeltlager in den Bergen von Guatemala zu schicken, nicht nur darauf abzielte, mich dem Judentum – ihrem Judentum – wieder näherzubringen, sondern auch, mich einem Land wieder näherzubringen, das ich drei Jahre, nachdem wir es verlassen hatten, bereits als ausländisch und fremd betrachtete.

Zornig antwortete ich, ich würde nicht hinfahren. Ich sei dreizehn Jahre alt und könne meine eigenen Entscheidungen treffen. Und ich hätte kein Interesse daran, nach Guatemala zu fahren, und auch nicht, mit einem Trupp von jüdischen Kindern zu zelten, die ich nicht kannte, oder an einem Lagerfeuer Lieder mit hebräischen Texten zu lernen, die keiner versteht. Ebenso wenig gefiel mir die Vorstellung, mich über etliche Tage nur Spanisch verständigen zu können, in einer Sprache, die ich damals kaum noch sprach oder höchstens mit einem schweren US-amerikanischen Akzent; wobei ich Letzteres natürlich nicht sagte.

Meine Mutter schwieg, sichtlich entgeistert, möglicherweise ahnte sie auch, dass meine Verweigerung mehr galt als nur einem Zeltlager. Mein Vater jedoch schrie mich einfach nur an, in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ.

Du fährst da hin, fertig, aus.